

Abrahams Opfer

Ich glaube an die Wiedergeburt der Seele.

Wie sonst könnte ich aushalten, dass andere in Wirbelstürmen umkommen oder wegen eines Erdbebens die ganze Familie verlieren? Dass ein Hochwasser ihre Existenzgrundlage vernichtet? Dass sie schwer erkranken und unter Schmerzen leiden, während ich selber von solchem Unglück verschont bleibe, immer und immer wieder? Oft belastet mich deswegen das schlechte Gewissen, und ich schäme mich, obwohl ich ja vernünftig betrachtet gar nichts dafür kann. Man wird irgendwo hineingeboren, und dort hat man zu leben. Das ist einfach so. Man bekommt Eltern zugeteilt, Geschwister, Grosseltern, Tanten, Onkel und Lehrer. Einen Ort, eine Zeit. Dinge stossen einem zu. Ich weiss das. Trotzdem ist das Schuldgefühl, das ich empfinde, weil ich meine, jemandem, dem es schlechter geht als mir, den Platz wegzunehmen, eine Tatsache. Tatsachen lassen sich nicht wegzaubern, indem man sie ignoriert. Man muss sich mit ihnen auseinandersetzen und ihnen in irgendeiner Form Rechnung tragen. Mir hilft es, wenn ich mir erlaube, die Möglichkeit für wahrscheinlich zu halten, dass es hier und jetzt offenbar nicht meine Aufgabe ist, zu verhungern, von Bomben getroffen zu werden oder einer Seuche zum Opfer zu fallen, weil mich derartige Schicksalsschläge bereits in früheren Leben heimgesucht haben, und es sich deshalb diesmal erübrigt, mich auf derart handfeste Weise zu prüfen. Doch das ist ein heikles Thema, und ich bin kein Mensch, der sich gern weit auf die Äste hinauslässt. Lieber verbanne ich eine allfällige gefoltete Unbekannte aus meinen Gedanken und plänkle mit Heldinnen der Vergangenheit herum, die mir als ehemalige Manifestationen meiner Seele gefallen würden - Sophie Haemmerli-Marti, Ulrike von Kleist, die kopflose Zürcher Regula oder Sarah, Abrahams Frau und Isaaks Mutter - und riskiere so, dass der Eindruck entsteht, meine leiblichen Vorfahren seien mir nicht gut genug! Dabei, das versichere ich, ist das Gegenteil der Fall! Ich habe grösste Hochachtung vor ihnen. Vor Martin Wüthrich, der anno 1600 aus dem Emmental ins aargauische Thalheim

kam, wo er im Dienst der Vögte von Schenkenberg ein Gütlein bewirtschaftete, und vor seinen Söhnen, die in einem Tälchen hinter dem Aargauer Dorf Riniken eine Pacht des Klosters Königsfelden betrieben. Jeden Tag brachten sie zu Fuss die Milch nach Windisch! Ich habe zu ihrem Andenken einen Text geschrieben. Er erschien unter dem Titel *Verbunden über die Jahrhunderte* am 7. August 2008 in der Aargauer Zeitung und war mein allererster schriftstellerischer Erfolg ... doch nein - das stimmt nicht ganz! Der Postkartentext-Wettbewerb war noch vorher. Zusammen mit fünfzehn anderen hatte ich es auf Platz sieben geschafft. Als Preis gab es für jeden hundert Postkarten, versehen mit dem eigenen Text. Stolz zeigte ich die Karten Milena Moser, meiner Schreiblehrerin und unbeirrbaren Förderin.

„Die sind ja auf der falschen Seite bedruckt“, sagte sie verärgert, weil sie fand, man habe mich übers Ohr gehauen. Mir selber war es vor lauter Glück gar nicht aufgefallen, und es ist auch nicht der Grund dafür, dass ich immer noch ungefähr achtzig Stück davon übrig habe. Das liegt am Text, der sich weder für Weihnachts- noch für Geburtstagsgrüsse eignet und für Glückwünsche zu Hochzeiten schon gar nicht. Das Wettbewerbsthema hiess *Schreckmümpfeli*. Unter dem Titel *Aug in Aug* hatte ich die folgende kurze Geschichte eingereicht:

Nein.

Sie würde sich nicht an diesem Preisausschreiben beteiligen. Abgabetermin war der 31. Juli. Um 24 Uhr, wie originell - „Ach, wissen Sie“, pflegte sie zu sagen, „Gruselgeschichten sind nicht mein Stil. Meine Geschichten sind ein Abbild der Wirklichkeit!“

Sie legte den Kopf zurück. Schloss die Augen. Leicht schlugen ihre Finger auf die Tasten. Text erschien auf dem Bildschirm:

Die Rosen im Arm, sah sie ihn an.

„Sie sind wunderschön!“, hauchte sie. Ihre Augen glänzten. Eine Locke hatte sich gelöst und umschmeichelte das zarte Gesicht.

Sanft küsste er ihren Nacken.

Erschöpft lehnte sie sich ins Polster zurück. Der gefederte Stuhl wippte sacht. Noch ganz im Bann der Sätze, spürte sie seine Hände auf ihren nackten Armen. Selbst in der Julihitze waren sie kühl. Er zog sie an sich. Sie stöhnte. Öffnete die Augen. Blickte in senkrechte Pupillen. Eine Iris von teuflischem Gelb. Die geschlitzte Zunge berührte ihre Wange, das Ohr, die Kehle. Sie öffnete den Mund, doch sie brachte keinen Ton heraus. Die Boa Constrictor wiegte langsam den Kopf ...

„Liebling!“, rief ihr Mann, „ich geh mal rasch Zigaretten holen!“ Die Wohnungstür fiel ins Schloss. Der Schlüssel drehte sich zweimal.

Eine solche Geschichte kann man nicht jedem zumuten. Inzwischen habe ich mich scheiden lassen. Doch das gehört nicht hierher, ich bin abgeschweift. Mir geht es um das, was einem im Leben zustösst. Oder vielmehr nicht einem selbst, sondern den anderen.

Am 7. November 1996 verunglückte auf der Hauserstrasse in Windisch ein elfjähriger Junge. Es war ein dunkler, nasser Abend. Die Kinder kamen von der Schule und wollten den Bus ins Nachbardorf erreichen, der bereits an ihnen vorbeigefahren war und gerade bei der Bushaltestelle auf der anderen Strassenseite anhielt. Sie rannten los. Roman war der Jüngste der Gruppe gewesen, das erfuhr ich später von meinem Bruder, er konnte wohl nicht ganz mithalten und wurde auf dem Fussgängerstreifen vom Feuerwehrauto erfasst, das sich auf einer Übungsfahrt befand. Er war tot.

Für mich brach die Welt zusammen. Das Schlimmste, was ich mir vorstellen konnte, war eingetroffen. Ein Kind war von einem Auto überfahren worden und gestorben. Das Kind war unvorsichtig gewesen, es hatte für einen Augenblick alles vergessen, was ihm beigebracht worden war, und mit dem Leben dafür bezahlt. Man ist nicht gefeit.

Ich kannte die Mutter des Jungen. Sie gehörte zum Freundeskreis meines Bruders, war ein paar Jahre älter als ich und mein Vorbild. Ich hielt sie für eine „vernünftige Mutter“, die, davon war ich überzeugt, nichts hätte besser machen können. Warum musste ausgerechnet diese Frau eines ihrer Kinder hergeben?! War denn alles Bemühen umsonst? Für mich gab es keine Sicherheit mehr. Ich fühlte mich ausgeliefert. Ich trauerte um dieses Kind, als wäre es mein eigenes gewesen.

Keine andere Geschichte hat mich je so umgetrieben wie jene von Abraham und Isaak im ersten Buch Mose. Wie kann Gott von Abraham verlangen, dass er sein Kind opfert? Was soll das? Natürlich stellt sich später heraus, dass er Abraham nur auf die Probe stellen wollte, aber das macht die Sache um kein Haar besser! Im Gegenteil, es verstärkt meinen Eindruck, dass hier jemandem ganz übel mitgespielt wird.

Selbstverständlich ist mir klar, dass es sich bei dieser Geschichte um einen Mythos handelt. Die Figuren sind Archetypen. Doch ich bitte um Nachsicht: Dieses Wissen hilft mir ganz und gar nichts! Immerhin geht es hier nicht um einen aufdringlichen Frosch, der an die Wand geknallt wird, weil eine verwöhnte Prinzessin die Geduld verliert, sondern um einen vielversprechenden, hoffnungsvollen kleinen Jungen aus Fleisch und Blut, der von seinem Vater gefesselt und auf den Scheiterhaufen gelegt werden muss (und auch wird!), weil Gott es so will. Das macht mich wütend, traurig und ratlos.

Abraham macht sich ohne Widerrede auf den Weg. Isaak lässt er das Brennholz tragen, er selbst nimmt das Becken mit den glühenden Kohlen und das Messer. Unterwegs fragt Isaak Abraham: „Feuer und Holz haben wir, aber wo ist das Lamm für das Opfer?“ „Gott wird schon für ein Opferlamm sorgen!“, antwortet Abraham. Das tut er auch – doch erst als Isaak bereits gefesselt auf dem Scheiterhaufen liegt!

Ich frage mich, ob das nicht zu spät ist. Mir jedenfalls wäre bis dahin das Herz längst gebrochen.

Lange Zeit war ich der Ansicht, Abraham hätte Gott anstatt des Kindes sich selbst anbieten sollen. Mittlerweile habe ich meine Meinung geändert. Man braucht nur einmal kurz darüber nachzudenken, was es für den kleinen Isaak bedeutet hätte, zusehen zu müssen, wie sich sein Vater Gott opfert, dann kommt man sehr schnell davon ab, dies für die richtige Lösung zu halten!

Nein - eine solche Situation erfordert definitiv ein radikaleres Vorgehen.

Ich habe, was den Sinn des Lebens betrifft, eine ziemlich nüchterne Einstellung. Ich glaube nicht, dass das Leben einen Sinn hat, ausser dem Leben selbst. Man muss seinen Job gut machen und einander gegenseitig das Dasein erleichtern - das glaube ich. Wir sollen „fröhliche Streiter Gottes“ sein. Doch wie kann man die Energie dazu aufbringen, wenn genau dieser Gott einen in derselben Weise prüft, wie er Abraham geprüft hat? Immer wieder? Ich sehe den Sinn derartiger Prüfungen nicht ein. Ich brauche einen Gott, dem ich vertrauen kann, nicht einen, der mir mittels grausamer Forderungen das Herz bricht, nur um sich so seiner Macht über mich zu vergewissern!

Darum weiss ich jetzt, was Abraham hätte tun sollen:

Nein sagen! In so einem Fall muss man nein sagen.

Nein. Ich opfere mein Kind nicht.

Vor ein paar Jahren habe ich in einem Kurs anhand des Grimmschen Märchens „Rumpelstilzchen“ Folgendes gelernt: Im Märchen steht der Begriff „Kind“ für das Innigstgeliebteste, das Wichtigste überhaupt, das, was man freiwillig auf keinen Fall hergeben würde, das, wofür man lebt.

Da ich selber zwei Kinder habe, kann ich diese Sichtweise sehr gut nachvollziehen.

In C.G. Jungs 1940 entstandener Abhandlung „Zur Psychologie des Kindarchetypus“ klingt die Sache etwas komplizierter. Wenn ich

Jung richtig verstanden habe, handelt es sich beim Kindarchetypus um eine Art Idee, die im Unbewussten geboren wird, und zwar dann, wenn sich der Mensch in einer „leidensvollen Konfliktsituation, aus der es anscheinend keinen Ausweg gibt“ befindet.

Jung beschreibt den Vorgang so:

„Aus dem Zusammenprall der Gegensätze erschafft die unbewusste Psyche immer ein Drittes irrationaler Natur, welches dem Bewusstsein unerwartet und unbegreiflich ist. Es präsentiert sich in einer Form, welche weder dem Ja noch dem Nein entspricht und deshalb von beiden abgelehnt wird. Das Bewusstsein weiss nämlich nie über die Gegensätze hinaus und erkennt darum auch das diese Vereinigende nicht. Da aber die Lösung des Konfliktes durch die Einigung der Gegensätze von vitaler Bedeutung ist und vom Bewusstsein auch ersehnt wird, so dringt doch die Ahnung der bedeutungsvollen Schöpfung durch. Daraus entsteht der numinose Charakter des „Kindes“. Ein bedeutender, aber unerkannter Inhalt hat immer eine geheime faszinierende Wirkung auf das Bewusstsein. Die neue Gestalt ist eine werdende Ganzheit; sie ist auf dem Weg zur Ganzheit, wenigstens insofern, als sie an „Gänze“ das durch Gegensätze zerrissene Bewusstsein übertrifft und dieses daher an Vollständigkeit überragt. Daher kommt allen „vereinigenden Symbolen“ Erlösungsbedeutung zu.“

Und hier noch einmal mehr oder weniger dasselbe, wie mir scheint, aber etwas bodennaher. Das Zitat stammt ebenfalls von C.G. Jung:
„Das „Kind“ tritt als eine Geburt des Unbewussten aus dessen Schoß hervor, gezeugt aus der Grundlage der menschlichen Natur, oder besser noch, der lebenden Natur überhaupt. Es personifiziert Lebensmächte jenseits des beschränkten Bewusstseinsumfanges, Wege und Möglichkeiten, von denen das Bewusstsein in seiner Einseitigkeit nichts weiss, und eine Ganzheit, welche die Tiefen der Natur einschliesst. Es stellt den stärksten und unvermeidlichsten Drang des Wesens dar, nämlich den, sich selber zu verwirklichen. Es ist ein mit allen natürlichen Instinktkräften ausgerüstetes Nichtanderskönnen, während das Bewusstsein sich

stets in einem vermeintlichen Anderskönnen verfängt: Der Drang und Zwang zur Selbstverwirklichung ist Naturgesetzlichkeit und daher von unüberwindlicher Kraft, auch wenn der Beginn ihrer Wirkung zunächst unansehnlich und unwahrscheinlich ist."

So ist das also, aha. Interessant.

Jetzt leuchtet mir die Geschichte von Abraham und Isaak erst recht nicht mehr ein. Ich bin empört!

Nein. Ich opfere mein Liebstes nicht. Nichts und niemandem. Auch wenn ich ganz sicher wüsste, dass es nur zur Probe wäre. Ja - dann schon gar nicht!

Von jetzt an kämpfe ich.